



Bislang ein eher vorläufiges Gedenken

Lange tat sich Wolfsburg schwer mit seiner NS-Geschichte. Dank ehemaligen Häftlingen, einem Verein und sanftem Druck aus Frankreich entsteht jetzt eine Gedenkstätte

von Esther Erök

Ein großer Supermarktkomplex und eine unscheinbare Hochhaussiedlung stehen heute zwischen dem Schlesierweg und der Breslauer Straße in Wolfsburg. Ein eigentlich historischer Ort, an dem Menschen unter grausamsten Bedingungen gelitten haben: Hier befand sich von 1944 bis April 1945 das KZ-Laagberg, ein Außenlager von Neuengamme. Eingerichtet worden war es im Auftrag der Volkswagen GmbH.

Die 800 inhaftierten Männer, alles politische Häftlinge, mussten hier Zwangsarbeit leisten. Jahrzehntlang wies nichts auf seine Existenz hin. In den 1960ern setzte man Wohnblocks auf Grundstück. Erst durch den Einsatz ehemaliger Häftlinge, ihre Angehörigen und einer Bürgerinitiative entstand eine lokale Erinnerungskultur. Mittlerweile gibt es Pläne, dort eine echte Gedenkstätte zu errichten.

Am 7. April 1945 war das Lager aufgelöst und die Häftlinge auf Todesmärschen ins 150 Kilometer entfernte Sterbelager Wöbbelin geschickt worden. Daraan erinnert eine Feierstunde am Freitag. Teilnehmen werden an ihr Oberbürgermeister Dennis Weilmann (CDU), aber auch der französische Botschafter François Delattre. Und es gibt Hoffnung, dass sich dieses Gedenken verstetigt.

Erst 2017 waren beim Bau eines Supermarktes die Fundamente des ehemaligen Lagers wiederentdeckt worden. Ein geschichtsträchtiger Fund. Die Funde wurden denkmalpflegerisch dokumentiert. „Teile der Fundamentreste verblieben als Bodendenkmal im Erdreich und sind konserviert“, sagt Historiker Maik Ullmann vom Freundeskreis Gedenk- und Lernort KZ-Außenlager Laagberg. Der Rest der Bausubstanz wurde dann in maßgefertigten Holzkisten an den provisorischen Gedenk-

ort im nördlichen Teil des ehemaligen KZ-Geländes verbracht. Dort wurden die Reste in einem Flachzelten, ab Sommer 2021 dann in einer Zeltihalle untergebracht. Die Amicale Internationale KZ Neuengamme (AIN), ein Dachverband ehemaliger Häftlinge des KZ Neuengamme, hätten lieber gehabt, dass die Barackenreste im Erdreich belassen und

800 politische Häftlinge mussten im KZ Laagberg Zwangsarbeit verrichten, Jahrzehntlang wies nichts auf seine Existenz hin

direkt am Fundort eine Erinnerungsstätte geschaffen würde, also dorthin, wo jetzt der Supermarkt steht.

Wolfsburg tat sich im Nachkriegsdeutschland lange schwer getan mit der eigenen NS-Vergangenheit – auch weil die Stadt keine andere Geschichte hatte. Gegründet worden war sie ja im Juli 1938 als „Stadt des KdF-Wagens bei Fallersleben“. Die Volkswagen-Werke waren direkt in die nationalsozialisti-

sche Kriegswirtschaft und die Zwangsarbeit eingebunden. Während der Autokonzern seit Mitte der 1990er um Aufräumung bemüht ist, setzte die Stadt eher auf Vergessen. Erst ein Ratsbeschluss brachte 2020 den Plan einer Gedenkstätte auf den Weg. Ein Architektenwettbewerb wurde ausgeschrieben, ein Siegerentwurf prämiert.

„Den Entwurf finde ich gut“, sagt Uwe Paulsen, Vorsitzender des Freundeskreises. Aber danach sei lange Zeit nichts geschehen, moniert er. „Ich weiß ja nicht, was bei der Stadt im Hintergrund läuft“, so Paulsen zur Sache. Aber seine Sorge war: Das ganze Projekt könnte versanden. Weil sich nichts tut, „sind wir dann 2026 schließlich als Freundeskreis mit der französischen Botschaft in Kontakt getreten“, sagt Paulsen. Denn, wie Historiker Ullmann erläutert: „Gut die Hälfte der Insassen waren Angehörige der Résistance“. Oft waren die Widerstandskämpfer vom mit den Nazis praktizierten Vichy-Regime in Frankreich inhaftiert und dann nach Deutschland ausgeliefert worden. Das mache den „Ort so besonders für die deutsch-französische Erinnerungskultur“, so die Einschätzung des französischen Botschafters Delattre auf Nachfrage der taz.

Paulsen ist immer noch skeptisch, dass sich das in absehbarer Zeit ändert. Delattre zeigt sich hingegen zuversichtlich: „Der Oberbürgermeister von Wolfsburg und sein Team“, so die Antwort auf die Anfrage der taz, „haben mir die genehmigten Baupläne und den genauen Zeitplan der Bauarbeiten vorgelegt und einen Ausblick auf einen möglichen Eröffnungstermin gegeben.“ Nach seiner Einschätzung sind die politischen und finanziellen Mittel „bereits gebündelt und zum Einsatz gebracht“ worden. „Ich fühle mich geehrt, heute bei der ersten Etappe der Umsetzung des Projekts dabei zu sein“, so Delattre. Zugleich kündigte der Diplomat an, dass er dessen weiteren Fortschritt „aufmerksam verfolgen“ werde.

Paulsen ist überzeugt, dass die politische Willensbildung inzwischen da ist. „Wir müssen nur noch die technische Realisierung bewältigen.“ Der Befreiungstag am 8. Mai 2025 soll die Eröffnung der Gedenkstätte markieren. „Dann kann es losgehen“, freut sich Paulsen. „Wir werden die Geschichte nicht vergessen.“



2017 gesichert: Reste des Lagers Foto: Axel Hindemith (CC BY-SA 3.0)

Entsprechend dieses Stellenwerts hatte er auch den Freundeskreis seinerzeit prompt nach Berlin eingeladen. „Das Gespräch war konstruktiv“, so erinnert sich Paulsen an das Treffen. Und es hatte Folgen: Wolfsburgs Oberbürgermeister Dennis Weilmann bekam ein offizielles Schreiben vom Botschafter. Dem versicherte Weilmann dann, die Gedenkstätte werde 2025 fertig geplant und 2026 schließlich gebaut werden.

Im VW-Werk selbst gibt es bereits seit 1999 eine Gedenkstätte, die an das Leid der rund 20.000 Zwangsarbeiter:innen erinnert, die für den Konzern während des Krieges schuften mussten. Das Gedenken an die Häftlinge des KZ Laagberg – in dem nahezu ausschließlich politische Gefangene eingesperrt waren – muss derzeit noch im von einem Bauzaun gesäumten weißen Zelt auf einer Rasenfläche stattfinden – neben der frisch errichteten Discounert-Filiale.

Paulsen ist immer noch skeptisch, dass sich das in absehbarer Zeit ändert. Delattre zeigt sich hingegen zuversichtlich: „Der Oberbürgermeister von Wolfsburg und sein Team“, so die Antwort auf die Anfrage der taz, „haben mir die genehmigten Baupläne und den genauen Zeitplan der Bauarbeiten vorgelegt und einen Ausblick auf einen möglichen Eröffnungstermin gegeben.“ Nach seiner Einschätzung sind die politischen und finanziellen Mittel „bereits gebündelt und zum Einsatz gebracht“ worden. „Ich fühle mich geehrt, heute bei der ersten Etappe der Umsetzung des Projekts dabei zu sein“, so Delattre. Zugleich kündigte der Diplomat an, dass er dessen weiteren Fortschritt „aufmerksam verfolgen“ werde.

Gedenkfeier am historischen Lagerort, Breslauer Straße, 4. 4., 13.45 Uhr

Befreiung: Die US-Armee traf im Sterbelager Wöbbelin auf völlig entkräftete Zwangsarbeiter aus Wolfsburg
Foto: Private Ralph Forney/ USArmy

Film und Psychoanalyse
„The Zone of Interest“ mit Psychoanalytiker Klaus Loebell im Abaton-Kino, So, 6. 4., 11 Uhr, Allende-Platz 3, Hamburg



Klaus Loebell
73, ist Facharzt für Psychiatrie und Psychoanalytiker. Als Lehranalytiker war er in Hamburg am Michael-Balint-Institut und ist jetzt am Psychoanalytischen Institut Berlin tätig.

das wird

„Ein nicht nachvollziehbares Grauen“

Psychoanalytiker Klaus Loebell erläutert den Film „Zone of Interest“ über die Familie des Auschwitz-Kommandanten Rudolf Höß

Interview Karoline Gebhardt

taz: Herr Loebell, was hat der Film „The Zone of Interest“ mit Ihnen gemacht?

Klaus Loebell: Der Film beginnt mit einer dunklen Leinwand und anschwellendem Ton. Das zog mich in ihn hinein. Dann wird das erschütternde Nebeneinander von Grauen und Familienalltag erzählt. Ich habe mich gefragt, ob es dem Film gelingt, diese psychische Spaltung beim Zuschauer infrage zu stellen.

taz: Kann Kino psychische Prozesse wie Verdrängung oder Schuld erfahrbar machen?

Loebell: Ich glaube schon. Man sieht das am Film „Holocaust – die Geschichte der Familie Weiss“. Ein Spielfilm über die Shoah am Beispiel von drei fiktiven Familien. Bei der Austrahlung gab es eine große Erschütterung. „The Zone of Interest“ ist noch mal ganz anders, weil er am Beispiel der Familie Höß auf eine nüchterne Art die Verleugnung oder Spaltung sehr deutlich werden lässt. Sich damit auseinanderzusetzen, ist nicht leicht.

taz: Warum schien es damals akzeptabel, ein Leben im Grünen in unmittelbarer Nähe des Konzentrationslagers Auschwitz zu führen?

Loebell: Es gibt auf manche Fragen keine Antwort. Es ist schwer, sich vorzustellen, dass Menschen dazu in der Lage sind, ihre Realität in diesem Haus und in diesem Garten zu leben und gleichzeitig so zu tun, als gäbe es das KZ neben ihnen nicht. Das ist ja eine psychische „Leistung“ – natürlich in Anführungszeichen! –, die kaum erklärbare ist. Selbst wenn man weiß, dass in jedem Menschen Lebens- und Todestriebe, wie Freud das genannt hat, von Anfang an nebeneinander existieren und immer wieder ins Gleichgewicht gebracht werden müssen.

taz: Das heißt, es gibt psychische Mechanismen, die erklären, wie Menschen eine solche Normalisierung des Bösen vollziehen können?

Loebell: Ansätze gibt es. Aber gründlich verstehen kann man das nicht, weil das, was während der Shoah in Deutschland passiert ist, ein nicht nachvollziehbares Grauen ist. Jeder, der versucht, es zu erklären, stößt auf ein offenes Geheimnis.

taz: Welche Rolle spielt Verdrängung, wenn es um Schuld und Verantwortung geht?

Loebell: Eine große. Wenn man Verdrängung etwas genauer mit den Begriffen Verleugnung oder Spaltung beschreibt, kann man sich dem nähern. Sie sehen die Familie Höß, die so lebt und gewissermaßen nicht weiß, was neben ihnen geschieht. Natürlich würde jetzt jeder Mensch sagen: „Das stimmt doch nicht, die wissen doch genau, was da passiert.“ Das ist auch richtig. Aber ich glaube, es gibt unbewusst Möglichkeiten, wirklich zu verleugnen, dass der Schrecken in mir ist oder neben mir existiert. Das bringt der Mensch mit.

taz: Der Film verzichtet weitgehend auf Darstellungen von Gewalt. Man hört aber sehr viel. Schüsse und Schreie erzeugen eine bedrückende Atmosphäre. Welche Wirkung hat so ein Stilmittel auf unser Unterbewusstsein?

Loebell: Mitte der 60er Jahre erschien „Die Unfähigkeit zu trauern“ von Margarete Mischlerich und ihrem Mann. Das Buch beleuchtet, wie die Nazizeit zwar eine bewusste Erinnerung ist, aber nicht wirklich zu einer starken Berührung und Erschütterung in deutschen Familien geführt hat. Und ich glaube, der Film von Jonathan Glazer macht das, was Menschen normalerweise von sich fernhalten, für einen Moment emotional erlebbar.

taz: Was erwartet das Publikum?

Loebell: Es gibt in der Psychoanalyse inzwischen eine Tradition, sich mit Film auseinanderzusetzen. PsychoanalytikerInnen stellen immer wieder Filme vor, um dann mit dem Publikum darüber zu sprechen.

taz: Weil es ein nahbares Medium ist?

Loebell: Ja. Da es ein Medium ist, das mit Bildern arbeitet und Bilder ungeheuer reizvoll sind und Menschen unbewusst erreichen können. Filme haben oft etwas sehr Suggestives. Der Weg über die Träume und Bilder ist der Königsweg zum Unbewussten. Dieses bildhafte Erleben ist der unmittelbare Reiz, den Filme darstellen.